Liebe.

Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Brausewetter.

Die Sonne des Sommertages lag brennend auf dem Landsitze des Consuls in Skogsborg. Seine Frau machte vor der Ankunft des Dampfbootes noch ein kleines Nachmittagsschläfchen, der junge Herr, der Student, war nicht drinnen, sondern spielte mit den Töchtern des Professors Croquet. Der Consul wurde mit dem Dampfboote von der Stadt erwartet.

So hatten die Verlobten den Gartenpavillon mit der Veranda zu freier Verfügung und konnten diese einsamen Augenblicke zu einem kleinen Liebesduett benutzen. Er saß auf einem niedrigen Schaukelstuhle, der an die Seite einer Art Rohr-Chaiselongue gerückt war, auf der das Fräulein zwischen Kissen ruhte. Ihr Kleid reichte bis an die Knöchel und ließ gestickte Strümpfe in kleinen, coketten Schuhen sehen.

Ueber die Veranda hinaus sah man den Sund, der sich im Sonnenscheine blitzend brach.

Mitten in einem Zuge aus der Cigarre gähnte der Bräutigam.

„Johann — du gähntest!"

„Ach — ach, ja du, es ist so heiß!"

Sie beeilte sich, einen chinesischen Fächer vor den Mund zu halten.

„Julia — du gähntest auch."

„Das schlechte Beispiel steckt an. Sei lieber ein bischen munterer, Johann!"

„... Sieh, wie grün das Wasser da weit draußen ist!"

„Du bist unerträglich!" Und sie schlug ihm mit dem Fächer auf das Knie.

Er richtete sich im Stuhle auf, rückte ihn noch näher an die Chaiselongue und beugte sich über sie, um sie zu küssen. Aber sie wehte mit dem Fächer gegen ihn, als wenn es eine Fliege gewesen wäre, und sagte:

„Lieber Johann, du weißt, daß ich dich ungeheuer lieb habe! Aber du, der Sommer ist eigentlich gar nicht dazu da, verlobt zu sein — und gar Verlobung mit Küssen — dazu ist's allzu heiß."

Er hatte sich etwas enttäuscht zurückgezogen und lag nun wieder ausgestreckt auf dem Stuhle.

„Ja, liebe Julia, du hast gewiß recht — ach ja!"

Sie drehte sich, auf den Ellenbogen gestützt, nach ihm um und sah ihn neckend an.

„Kannst du nicht lieber solche kleine Courmacherei treiben, wie vor der Verlobungszeit? Das ist nicht halb so anstrengend. Man sollte im Sommer niemals zu anderem Erlaubniß haben."

„Ehrlich gesprochen, Julia — du könntest mit der Courmacherei zufrieden sein, die man dir erwiesen hat. Erst der Kammerjunker, dann der kleine Candidat, dann der Student, dann —"

„Du bist doch wohl nicht eifersüchtig, Johann?" Und sie drehte sich plötzlich schnell nach ihm um.

„Nein, Gott sei Lob, mein Mädel! Mit den Kindergefühlen sind wir doch fertig!"

„Höre, sage mir nun eigentlich, Johann —" sie legte sich wieder zurück und starrte zur Decke hinauf — „meinst du wirklich, es ist so dumm, eifersüchtig zu sein?"

Er sah sie noch immer an. Sie lachte nur.

„Ja, siehst du, das kommt darauf an, wie man es nimmt. Wir zum Beispiel eignen uns eigentlich gar nicht dazu. Dazu gehören starke Gefühle — ich meine mehr stürmische. Und wir sind so fein abgekühlt, so.... ja, wirklich abgekühlt — ich wüßte keinen anderen Ausdruck."

„Also so was fühlst du wohl nicht, Johann — solche starken Gefühle? Ja, nicht wahr, es ist kindlich von mir so etwas zu meinen?"

„Ach nein, nicht gerade kindlich, aber das andere ist so anstrengend und so unpassend im Sommer."

„Nein, du, eine stille Courmacherei ist weit behaglicher."

„Ich glaube beinahe, du machst dich über mich lustig?"

„Nein, nein! Ich meine es natürlich auch ernsthaft, und du auch, nicht wahr?"

„Ja — natürlich."

Es wurde wieder still. Julia betrachtete ihre Schuhe. Johann lag im Stuhle ausgestreckt, den Kopf hintenübergelegt, um den Rauchwirbeln seiner Cigarre mit den Blicken zu folgen. Plötzlich fragte sie:

„Johann, hast du jemals zwei richtig Verliebte gekannt? Zwei, die für einander sterben wollten?"

„Ich habe ein Paar gekannt, die alles füreinander waren, die nur füreinander lebten und athmeten."

„Erzähle mir ein wenig davon!"

„Ja, wenn du geneigt bist, es zu hören, werde ich dir ihre kleine Geschichte oder vielmehr nur seine erzählen, da ich die ihre nur durch ihn kenne."

„Du bist so ernst geworden, Johann. Ist es etwas Trauriges?"

„Darüber kannst du dann selbst urtheilen."

„Darf ich an deiner Seite sitzen?"

Er erhob sich und machte für sie an seiner Seite Platz, und als er sich neben sie gesetzt und ihre Hand ergriffen hatte, begann er:

„Vor mehreren Jahren war Knut Petersson mein intimster Freund. Er war der Sohn eines reichen Großhändlers und schon auf dem Wege, dessen Compagnon zu werden. Knut war um diese Zeit, was ihr Damen „wild" nennt; aber übrigens nicht schlimmer als wir anderen, nur er hatte mehr Geld. In unseren Kreisen galt er dafür, ein großartig flotter Bursche zu sein, in den Gesprächen anderer wurde er als leichtsinnig bezeichnet.

Du begreifst wohl, daß ich ganz verblüfft wurde, als ich in einer Morgenstunde unvorbereitet und nichts ahnend eine Verlobungsanzeige von ihm erhielt. Offen gestanden hielt ich es zuerst für eine Art Narrenspiel, als ich aber zu ihm hinaufkam, fand ich ihn strahlend froh, und an seiner Seite stand seine Verlobte, ein schönes, junges, brünettes Mädchen, und ganz ebenso strahlend froh.

Wir arrangirten ein Fest für ihn, um das Ereigniß zu feiern, und die Festredner nannten ihn mit vielen Witzen den „Neubekehrten". Als er alle ruhig angehört hatte, erhob er sich und hielt eine förmliche Abschiedsrede. Dieser Abend wäre der Abschluß einer Periode in seinem Leben, an die er gewiß viele frohe Erinnerungen bewahren würde, die aber nun vorbei sein müßte. Er hätte nun ein Ziel für sein Leben bekommen. Er hätte den Weg zum Glücke gefunden, von dem vielleicht viele von uns glaubten, es wäre eine Fabel, das aber nichtsdestoweniger für diejenigen, die es verstanden zu rechter Zeit zu fangen, existirte. — Wir saßen da und hörten ihm erstaunt zu, dachten aber: es geht wohl vorüber.

Aber du, es ging nicht vorüber. Im Gegentheil, wir bekamen noch größere Ursache zum Erstaunen.

Nach dem Feste zog er sich ganz von seinem alten Umgangskreise zurück; es war ein reiner Zufall, wenn ich ihn einmal traf.

Eines Tages wurde die Welt dadurch überrascht, zu erfahren, daß Knut, der damals dreiundzwanzig Jahre alt war, begonnen hatte, Medizin zu studiren. Er hatte den Handel aufgegeben, des Vaters Contor verlassen und war, nachdem er den Fluch des Alten bekommen, von seinem Vaterhause fortgezogen.

Es war offenbar in folgender Weise zugegangen: Der Vater soll ein äußerst unangenehmer Mensch sein, tyrannisch in seinen geschäftlichen Unternehmungen, die nahe der Grenze der Unehrenhaftigkeit stehen. Es wurde von Tage zu Tage schlimmer. Knut hatte nur die Wahl, zu gehorchen oder zu gehen.

Er that es auch auf ausdrücklichen Wunsch seiner Verlobten. Und siehst du — das bedeutete doch nicht so wenig! Denn es bedeutete, daß Knuts Zukunftsaussichten sehr problematisch wurden, daß die Hochzeit, die in kurzer Zeit stattfinden sollte, mindestens um sechs bis sieben Jahre hinausgeschoben wurde. Nicht wahr, Julia, es gehörte viel Glauben und viel Muth dazu, das zu thun — und vor allem gehörte dazu eine starke Liebe.

Er zog in eine kleine, dürftige Wohnung und lebte außerordentlich sparsam. Sein Leben war drei Jahre lang eine Reihe von Entsagungen, die nur der im Stande ist, durchzumachen, dessen Dasein an ein großes, alles beherrschendes Gefühl gebunden ist. Er wurde gleichsam eine Sage in der Studentenwelt. Man lachte über seinen Fanatismus, aber man mußte ihn, wenn man ehrlich sein wollte, bewundern — ja, ihn sogar beneiden. Denn er war der glücklichste Mensch, den ich je gesehen habe. Wenn man ihm mit seiner Verlobten begegnete, strahlte von ihnen ein Schimmer aus von einer Welt, von einem Lebensgefühle, das leichter, feiner und besser als das alltägliche ist. Sie waren zwei glückliche, lachende Kinder, die es schon als einen Genuß empfanden, nur in der Nähe des anderen zu athmen.

Sie arbeitete mit ihm, half ihm seine Abhandlungen schreiben, las ihm vor, wenn er müde war, und botanisirte mit ihm. An einem Tage erzählte er mir von ihr. Er schlang seine Arme um meinen Hals und sagte mit Thränen in den Augen: „Ich fürchte, ich bekomme mehr Glück, als ich Recht darauf habe." Diese Worte, die so einfach und offen gesagt wurden, enthalten mehr, als die größte Lobrede.

Sie arbeiteten sich Zoll für Zoll zu ihrem Ziele hin. Jeder Tag war ein gewonnenes Stück; sie berechneten schon den großen Tag, an dem das Examen bestanden wurde, und sie wurden nicht müde, Pläne zu schmieden. Er war nun so weit gekommen, daß der erste Theil des Examens vor der Thüre stand; man wußte, daß es glänzend ausfallen würde.

Da — es war im Anfange des Frühlings — wurde sie krank. Ich begegnete ihm eines Tages auf der Straße und er erzählte es mir. Aber er lachte voll Hoffnung und Muth und sagte: „Das bedeutet nichts — wir haben uns überanstrengt, das ist alles. Ein wenig Fieber und Mattigkeit, eine richtige Frühlingskrankheit!"

Er hatte sich getäuscht. Es wurde ein schleichendes Fieber, das langsam, aber um so sicherer ihr Leben nahm.

Es waren schwere Zeiten für ihn, der zum Examen studiren mußte. Aber er, der fühlte, was es war, sich zu zwingen, zwang sich dazu, es zu machen, und seine überstandene, erste Prüfung war die letzte Freude, die sie mit sich nahm. Denn alsbald starb sie!

Was das für ihn bedeutete — ja, du meinst, Julia, du verstehst es! Nicht wahr, es muß für ihn eine Prüfung über alle Begriffe gewesen sein. Er muß sich in tobendem Hasse gegen die Kräfte erhoben haben, die auf unser Dasein einwirken und eine so empörende Ungerechtigkeit vollbringen. Er hat es wohl auch gethan; er hat wohl, wie viele vor ihm, seine Stirn an den Mauern dieses Gefängnisses blutig geschlagen. Nach ihrem Tode schloß er sich ein, empfing keinen, und eines Tages hörte ich, er wäre nach Rußland gereist, wohin aber und mit welchen Plänen ist mir nie geglückt, in Erfahrung zu bringen.

Sein Vater hatte ihm vorgeschlagen, er solle zu ihm zurückkehren — er hatte natürlich nein geantwortet. Ihm war wohl der Aufenthalt hier unerträglich geworden.

Ja, Julia, du fragtest mich, ob ich einen gekannt hätte. Von Knut und seiner Geliebten kann ich das behaupten."

Johann beugte sich nieder und küßte Julia. Sie hatte sich während der Erzählung dicht an ihn geschmiegt und er merkte, wie sie von unterdrückter Rührung durchbebt wurde. Er begann fast zu bereuen, daß er ihr die Geschichte erzählt hatte. Er hatte nicht voraus gesehen, daß sie einen so starken Eindruck auf sie machen würde.

Nun blickte sie mit thränenerfüllten Augen zu ihm auf und fragte:

„Johann, sei aufrichtig! Sage mir, würdest du Trost finden können, wenn ich stürbe?"

Ihre Augen suchten die Antwort auf seinen Lippen und er mußte seinen Blick zur Seite wenden, um ihrem zu entgehen. Er strich ihr sanft über das Haar hin und antwortete:

„Aber kleine Julia, wie kannst du so fragen? Wir zwei — nicht wahr du? — wir werden munter bleiben und recht lange zusammenleben!"

Wie er das ausgesprochen hatte, sank Julia zusammen und weinte bitterlich.

Stinas Strümpfe.

Von C. Spielmann.

Jüngst wurde der hundertjährige Geburtstag der Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin gefeiert, der jüngsten Tochter der unvergeßlichen Königin Luise. Heute sei hier eine allerliebste Episode aus dem Leben der hohen Frau erzählt, die an Herzensgüte und Liebenswürdigkeit ihrer Mutter glich.

Als die 19jährige preußische Prinzessin 1822 dem Erbgroßherzog vermählt wurde, kam sie in einfache Verhältnisse.

Der erbgroßherzogliche Hofhalt in Schwerin war recht bescheiden, litt doch das Land noch schwer unter den Nachwehen der Drangsale der Napoleonischen Schreckenszeit. Eine zahlreiche Dienerschaft gab es deshalb im großherzoglichen Palais nicht. So mochte es denn wohl kommen, daß die hohe Frau nicht selten ihre Spazierfahrten machte, ohne dabei von einem Diener begleitet zu sein.

Bei diesen Spazierfahrten, die sich oft meilenweit über die nähere Umgegend Schwerins hinaus ausdehnten, unterhielt sich die Fürstin oft und gern mit den Einwohnern der Dörfer, die sie passirte, wodurch sie sich eine außerordentlich große Volksthümlichkeit erwarb.

Es war an dem Vormittage eines schönen und hellen, aber etwas sehr kühlen Maitages des Jahres 1827, als die Erbgroßherzogin Alexandrine mit ihrem Erstgeborenen, dem vierjährigen, kleinen Erbprinzen Friedrich Franz, ihre Spazierfahrt wieder einmal sehr weit ausgedehnt hatte. Seit dem Frühstück waren mehr als zwei Stunden verflossen, und wenn der kleine Prinz Durst empfand und dieser Empfindung mit den Worten: „Mama, bitte Milch!" lebhaft Ausdruck gab, so war das nicht zu verwundern.

Man passirte gleich darnach P., ein großes Bauerndorf in der weiteren Umgegend Schwerins, wo die Erbgroßherzogin schon des öfteren durchgefahren war, und dessen Bewohner sie demnach größtentheils kannten.

Vor einem Bauernhause ließ sie den offenen Wagen halten. Sogleich kletterte der kleine Prinz über den Schlag hinweg zur Erde und lief in das Haus, wohin ihm seine Mutter folgte.

Im Bauernhause war niemand das Vorfahren des Wagens gewahr geworden. Der Bauer und die Knechte waren auf dem Felde draußen, die Mägde im Garten beschäftigt, und die Bäuerin stand in der Küche am Herde, das Mittagessen zu bereiten, wobei ihr ihr Töchterchen, ein schmuckes, blondhaariges Mädchen von acht Jahren, mit Eifer zur Hand ging.

„Herrjeh nee, Madamming, hew ick mi öwerst verfiert!" rief die Bäuerin der in die Küche getretenen Erbgroßherzogin, die sie sogleich erkannte, entgegen und ließ vor Schreck die großmächtige Kelle, die sie just handhabte, fallen, und Stina, das kleine Mädchen, zitterte beinahe vor Schreck und steckte sich blutroth an.

„Würden Sie wohl meinem kleinen Söhnchen da ein Glas Milch geben, gute Frau? Unsere Spazierfahrt hat sich heute etwas verlängert, und da ist er denn durstig geworden."

„Herrjeeh ne, Madamming, giern to giern! Stining, nimm denn 'n lütt'n Melkemmer un loop fixing nah'n Goarn dal, Fieken sall fix nah're Koppel balloop'n un de Rothbunt utmelk'n, dat de lütt Prinz de Melk so warm krieg'n deht, as s' von ne Kuh koam'n deht."

Eilfertig nahm Stining den weißgescheuerten Milcheimer und lief damit dem Garten zu.

„Koam'ns öwerst doch so lang 'n bät'n nah're Stuw rinne, Madamming, un gahns 'n bät'n sitt'n mit ehr'n Lütt'n!" lud die Bäuerin eifrig ein, und der kleine Prinz lief auch schon auf die Stubenthür zu und öffnete sie, als er sah, daß seine Mama Miene machte, der Einladung nachzukommen.

Man schwärmte damals für Walter Scott und Schottland, insbesondere in den hohen und höchsten Kreisen, und für die Knaben dieser Kreise war die Tracht der Bergschotten eine überaus beliebte. Auch der kleine Prinz Friedrich Franz trug sie, und höchst verwundert deutete Stina, die unterdessen mit der Milch erschienen war, die Mutter am Rocke zupfend, mit dem ausgestreckten Finger auf dessen nackte Kniee und Waden, die des Tages Kühle recht hübsch bläulich gefärbt hatte.

Nicht minder verwundert war auch die Bauerfrau. Sie legte ihre Hand auf ein Knie des kleinen Prinzen und brach dann fast bestürzt in die Worte aus: „Herrjeeh ne, Madamming, kolt as'n Ihs sünd em jo sien lütt Been'n! Will'n em doch 'n Paar Strümp antreck'n, verfrier'n möht he jo süst up'n Nahhuusweg, so kolt, as dat hüt wäs'n deht. Ick lehn Se giern 'n Paar. Se kön's mi jo bi Gelegenheit werre retur schicken."

Ehe die Fürstin noch zum vollen Verständniß dessen kam, was die Bauernfrau gemeint hatte, und etwas erwidern konnte, erschien schon Stina mit einem Paar blendend weißer, wollener Strümpfe. Energisch drehte sie zwanglos den kleinen Prinzen, der auf einem der Brettstühle am Tische saß, herum, kniete vor ihm nieder und zog ihm die langschäftigen Strümpfe an, die ihm bis weit über die Kniee reichten. Mit vergnügtem Gesicht und unter helllautem Lachen ließ der kleine Prinz das Bekleidungsverfahren des sorgenden Bauernkindes an sich vornehmen. Schweigend, aber mit wohlwollendem Lächeln hatte die hohe Mama diesem Akt werkthätiger Unterthanenliebe zugesehen. Sie nickte ihrem Söhnlein freundlich zu, dann erhob sie sich von ihrem Sitze und sagte: „Jetzt müssen wir aber fahren, Fritz, bedanke Dich bei der guten Frau für die Milch."

„Auch bei dem kleinen Mädchen für die Strümpfe, Mama, nicht wahr? Die hat sie mir doch geschenkt, und was geschenkt ist, braucht man doch nicht wieder zu geben. Nicht wahr, Mama?" meinte der kleine Prinz.

„Ick will die Strümp jo oak gar nich werre hemm'n. Ick hew's di jo doch schenkt!" sagte Stina entschieden.

„Nein, Fritz," antwortete die Fürstin auf die Frage ihres Söhnchens, „nein, was man geschenkt erhalten hat, braucht man nicht wieder zurückzugeben. Aber man schenkt dann dem Schenkenden wieder etwas. Du kannst ja dem kleinen Mädchen von deinen Spielsachen etwas schenken."

„Von meinen Spielsachen?" entgegnete der kleine Prinz ein wenig verblüfft und seine Mama fragend ansehend. „Ja, sie ist aber doch nur ein Mädchen und spielt mit Puppen, da kann sie doch von meinen Soldaten und meinen Pferden nichts brauchen. Aber," — und die großen Kinderaugen leuchteten freudig auf — „aber, weißt du, Mama, ich will ihr aus meiner Sparbüchse eins von den blanken Goldstücken schenken, die mir Großpapa Schwerin neulich hineingesteckt hat und wo sein Bild drauf ist, da kann sie sich ein Loch durchbohren und ein Bändchen da durchziehen und sich um den Hals hängen wie Bassewitz'ns Friederike."

„Das hast du dir recht hübsch ausgedacht, Fritz Franz, und so soll es denn auch geschehen!" erwiderte die Fürstin, von dem hübschen Gedanken ihres Söhnchens angenehm überrascht, mit beglücktem Mutterlächeln.

In dem Bauernhause erschien denn auch nach einigen Tagen ein Reitender aus dem erbgroßherzoglichen Marstalle, der für Stina ein kleines Kästchen brachte, in dem ein Goldstück lag, welches das Abbild des Großherzogs Friedrich Franz I. zeigte, mit einem Henkel versehen war und an einem silbernen Kettchen hing, so daß es als Schmuckstück getragen werden konnte. Dabei war ein Briefchen an Stina vom kleinen Erbprinzen, dem die Hand geführt worden war. Das Brieflein lautete: „Ich bedanke mich auch noch vielmal für die Strümpfe und schicke Dir hier ein kleines Halsband, das kannst Du Dir Sonntags umbinden.

Friedrich Franz."

Der Verkehr zwischen Fürst und Volk war eben damals in Mecklenburg noch ein patriarchalischer.

Mit stolz leuchtenden Augen zeigte mir die greise Stina, meine Erzählerin, das Halsband und den Brief.

Eine Hofballprobe mit Hindernissen.

Einen hübschen Zwischenfall gab es, wie erst nachträglich bekannt wird, bei der zweiten Probe zum diesjährigen ersten Hofball in Berlin. Die erste Probe fand im Kaiserhof statt, die zweite im Weißen Saal des Königlichen Schlosses. Während der Kaiser und die Kaiserin sich noch in einem Nebenraum befanden, stellten sich die Prinzen und die übrigen Herrschaften zum Menuett auf. Zur festgesetzten Zeit sollte der Tanz beginnen. Alles blickte nach dem Platz der Musik hinauf, aber er blieb leer und kein Ton ließ sich vernehmen. Durch den Fernsprecher rief man den Kapellmeister Graf vom 2. Garde-Regiment zu Fuß an, der die Tanzmusik stellen sollte. Nun ergab es sich, daß die Kapelle irrthümlich erst auf den nächsten Tag befohlen war. Um den Tänzern aber aus der Verlegenheit zu helfen, sandte der Kapellmeister Eilboten an seine Musiker. Er selbst aber nahm schleunigst seine Geige, die ihm einst der Kaiser schenkte, und fuhr nach dem Schlosse. In den Concertgärten erregt Fahrbachs „Lustiger Musikantenstreik", bei dem ein Musiker nach dem andern das Podium verläßt, immer große Heiterkeit. Nach einem Zusatz zu der ursprünglichen Composition kehren dann die streikenden Musikanten in umgekehrter Reihenfolge zur „Arbeit" zurück. Dieser zweite Theil des Stückes spielte sich im Weißen Saale ab, zum größten Vergnügen der tanzenden und zuschauenden Herrschaften. Zunächst spielte Kapellmeister Graf ganz allein seine Geige, und der Tanz begann. Dann kam ein Musiker nach dem andern mit einem Taxameter angefahren und eilte die Wendeltreppe des Menuetts war das Orchester schon zu zwei Dritteln besetzt, und als dann die Gavotte der Kaiserin getanzt wurde, war das Orchester vollzählig.

Das Titelblatt.

Skizze von Max Pollaczek.

Seine Herrlichkeit schloß die Augen und zog die Schultern hoch, und diese Bewegung war so ausdrucksvoll, daß Sir Arthur einsah, jedes weitere Wort sei vergebens. Er verbeugte sich also und ging. Lord Slighton sah sich gar nicht nach ihm um, sondern vertiefte sich sofort wieder in die vor ihm liegenden alten Bücher. Er hob eines in die Höhe, blätterte es auf und hielt ein Blatt gegen das hohe Fenster, durch welches die Sonne Venedigs in das saalartige Zimmer fluthete. Er schaute nach dem Wasserzeigen aus, bevor er es jedoch entdeckte, öffnete sich die Thür, und ein junges, schlankes Mädchen trat ein.

Sie begrüßte den Vater kurz und fragte dann ohne Umschweife: „Welche Antwort hast Du Arthur gegeben?"

Der Alte legte seine Hand wie schützend über die Drucke und erwiderte: „Das ist doch klar. Ich, der zweite Vorsitzende des Roxburghe-Clubs werde doch nicht meine Tochter einem Manne geben, der eine Inkunabel nicht von einem Murrayexemplar zu unterscheiden weiß."

Er schien die Suche nach dem Wasserzeichen weiter fortsetzen zu wollen, da aber Ellen noch zögerte, das Zimmer zu verlassen, fuhr er gleichmüthig fort: „Mache Deinen Spaziergang nur wieder ohne mich, fahre aber, bitte, zu Mr. Isaak heran und sage ihm, daß ich die Vergilausgabe ohne Bart (d. h. an den Rändern beschnitten) selber habe. Er soll sich umthun, daß ich eine mit Bart (unbeschnitten) bekomme."

Ellen nickte und sah dabei so ruhig aus, als habe ihr Vater nicht eben einen erwünschten Freier zurückgewiesen. Nach einer halben Stunde verabschiedete sie sich in Straßentoilette von dem Lord, bestieg vor dem Palazzo eine Gondel und landete zehn Minuten später an einem kleinen, sonnigen Platze unweit des Rialto, wo sie Sir Arthur schon erwartete.

Natürlich sprachen sie, während sie Arm in Arm umherspazierten, nur von dem Eigensinn des Lords. Sir Arthur verzweifelte daran, ihn zu besiegen. Er habe sich die redlichste Mühe gegeben, an alten Scharteken Interesse zu finden, es sei ihm aber unmöglich gewesen; er begreife diese ganze Büchernarrheit nicht. Sie sei früher in London wahrlich schon stark genug gewesen, aber in diesem infamen Venedig, dem Dorado der Bibliophilen, überwuchere sie alle andere Neigungen.

Ellen gab ihm Recht. Aber Schuld sei daran auch vor allem der alte Isaak, der Antiquar, der mit seinen Aldinen und Elsevieren immerfort bei ihrem Vater steckte. Dabei erinnerte sie sich an den ihr gewordenen Auftrag und ging mit Arthur zusammen nach dem in einer nahen Seitengasse gelegenen Laden.

Arthur hatte draußen warten sollen, aber als sie hinkamen, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß der Laden geschlossen war und daß Isaak festlich gekleidet eben aus dem Hause trat. Er warf einen raschen Blick auf das Paar, that, als bemerkte er das Erröthen Ellens und die Verlegenheit Sir Arthurs nicht und begrüßte ehrerbietig die Tochter seines Kunden.

„Eben wollte ich zu Seiner Lordschaft," sagte er, „um ihm eine große Freude zu bereiten."

„Aha, wieder ein Buch," rief Lady Ellen unwillig.

„In der That, aber was für eines. Allein der Vorsitzende des Roxburghe-Clubs, der die bedeutendsten Bibliophilen vereint, Earl Clarendon, besaß bisher Chaucers Canterbury Tales, die Wynkyn de Worcle 1498 gedruckt hat, man hielt das Exemplar bisher für ein Unikum, ich habe ein zweites entdeckt."

Diese Nachricht interessirte immerhin auch Sir Arthur, der nun näher trat und seinen Namen nannte. In dem kurzen Gespräch, das sich nun entwickelte, merkte der schlaue Antiquar bald, wie es mit den jungen Leuten stand. Als er sich aber eine bescheidene Anspielung darauf erlaubte, erfuhr er eine scharfe Zurückweisung.

Er ließ sich jedoch nicht abschrecken.

„Ich kenne Seine Lordschaft und ich kenne auch Sie, und wenn ich auch wenig von meinen Büchern fortkomme, in meinem Alter besitzt man Lebenserfahrung und Menschenkenntniß. Vielleicht kann gerade ich Ihnen nützen."

Sir Arthur schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Sie wären der Letzte, Sie mit Ihren vertrackten Büchern."

Der Antiquar lächelte.

„Schaden Ihnen die Bücher, so können sie Ihnen vielleicht auch helfen."

Er erreichte es, zum Mißvergnügen Ellens, die eine solche Vertraulichkeit „shocking" fand, denn auch, daß Arthur ihn kurz mit dem Stande der Dinge vertraut machte.

„Der Fall ist einfach," sagte er, „ich gehe jede Wette ein, daß Lord Slighton binnen vierzehn Tagen seine Einwilligung zu Ihrer Vermählung mit seiner Tochter geben wird."

„Isaak!"

„Vorausgesetzt, daß Sie meinen Anordnungen nachkommen."

Am nächsten Vormittage herrschte in dem kleinen Palazzo, den Lord Slighton bewohnte, große Freude. Immer und immer wieder betrachtete der Bibliophile das kleine Buch das Isaak einer Metallkasette entnommen und vor ihn hingelegt hatte. Er hatte es nach allen Regeln der Kunst untersucht, es war kein Zweifel, hier hatte er eine Dublette zu dem berühmten Drucke vor sich, den sein vom Glück begünstigter Nebenbuhler Clarendon in der Ashburnham-Auktion für tausend Guineen erworben hatte.

Das war ein Triumph, ein wahrer Triumph, der allerdings wesentlich durch den Umstand getrübt wurde, daß das Titelblatt fehlte. Sauber, von geschickter Hand war es entfernt worden, vielleicht weil es ein werthvolles Autogramm aufwies, vielleicht weil es den Namen des rechtmäßigen Eigenthümers trug und einen unrechtmäßigen früheren Erwerber des Buches verrathen hätte.

Wie gesagt, es war Schade, aber trotzdem zahlte der Lord gern sechshundert Pfund für das kostbare Stück.

Ungefähr eine Woche mochte seitdem verstrichen sein, als Lord Slighton und seine Tochter „zufällig" mit Sir Arthur im Laden Isaaks zusammentrafen. Der Lord erwiderte den höflichen Gruß des jungen Mannes und beobachtete dann halb erfreut, halb spöttisch, wie dieser mit dem Antiquar über den Ankauf einer Vergilausgabe verhandelte und dabei seine Unerfahrenheit deutlich zeigte. Natürlich rühmte er sich auch seiner jüngsten Erwerbung und zeigte dabei Isaak das Antworttelegramm Clarendons, dem er von der Auffindung der Seltenheit durch eine Depesche Nachricht gegeben hatte. Der Earl beglückwünschte ihn darin und gab zu gleicher Zeit dem Bedauern Ausdruck, daß das Exemplar defekt sei und defekt bleiben würde, da ein Wiederauffinden des Titelblattes ganz unwahrscheinlich sei.

Lord Slighton lächelte listig.

„Mein guter Freund Clarendon sagt, er bedauert es, ich weiß aber, er hofft es."

Jetzt drehte sich Sir Arthur um und sagte mit dem harmlosesten Gesichte der Welt „Der Earl irrt, das Titelblatt befindet sich in meinem Besitze."

Dieser Ausspruch schlug wie eine Bombe ein. Lord und Antiquar bestürmten ihn mit Fragen, um Genaueres von ihm zu erfahren. Gern gab er Auskunft. Unter den fliegenden Blättern, die er vor einiger Zeit für einige Soldi erstanden habe, habe sich dieses Blatt, dem er keine Wichtigkeit beigemessen hätte, befunden.

Lord Slighton beschwor ihn mit aufgehobenen Händen, es sofort zu holen, und Sir Arthur kam dieser Bitte nach; freilich erklärte er vorher, er könne nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es noch in seinem Besitze sei, denn sorgfältig aufgehoben habe er es nicht. Während des Baronets Abwesenheit weinte der Lord beinahe vor Angst und erging sich gegen Isaak in Vorwürfen, der auf ein so wichtiges Blatt so wenig Obacht gegeben habe.

Isaak gab seiner Lordschaft zu bedenken, daß ihn der Fall am empfindlichsten berühre, denn hätte er das Buch vollständig verkaufen können, so wäre sein Gewinn viel höher gewesen.

In Hoffen und Harren ging eine Stunde hin, dann kehrte der Baronet zurück und brachte das Titelblatt mit. Ein Blick überzeugte den Lord, daß es das richtige sei. Er wollte es an sich nehmen, aber Sir Arthur steckte es mit kühler Gelassenheit in sein Portefeuille.

„Ja, wollen Sie es denn mir nicht verkaufen?" stammelte der Lord, „ich bin bereit, jeden Preis zu zahlen."

„Nein," lautete die Antwort, „ich habe keine Veranlassung, mich dieses interessanten Besitzes zu entledigen."

„Ja, aber was wollen Sie denn damit machen?" fragte der Lord verzweifelt.

„Das weiß ich noch nicht. Vielleicht schenke ich es Earl Clarendon, vielleicht vernichte ich es."

„Dann ist ja sein Exemplar für immer und ewig ein Unikum — das überlebe ich nicht," schrie Slighton.

Sir Arthur zuckte die Achseln.

Slighton griff nach seiner Brieftasche und holte eine Anzahl Banknoten hervor.

„Ich zahle jeden Preis!"

Der Baronet wehrte ab.

„Ich mache keine Handelsgeschäfte. Dieses Blatt wird nie verkauft, höchstens verschenkt werden."

Der Lord starrte ihn verdutzt an, dann aber begriff er, und während sich Isaak diskret in's Hinterzimmer zurückzog, wo er alles ebensogut hören konnte, wie im Laden, fragte Slighton weiter: „Würden Sie das Blatt Ihrem Schwiegervater schenken, Sir Arthur?"

„Auf der Stelle."

Der Baronet überreichte das Blatt dem Lord und umarmte seine Braut. Nun aber duldete es Slighton nicht länger hier. Er mußte seinen Schatz in Sicherheit bringen, eilte davon und bat das junge Paar, ihm später zu folgen.

Ellen merkte erst jetzt an dem Lächeln, mit dem ihr Bräutigam und der Antiquar sich ansahen, daß die beiden Verbündete gewesen waren und sie errieth auch bald, welche Kriegslist sie gebraucht hatten. Was sie noch nicht wußte, sollte ihr bald klar werden.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Mr. Isaak," redete Arthur diesen an, „daß Sie mir so nützliche Rathschläge gaben, und ich freue mich, sie so genau befolgt zu haben. Eins aber wundert mich."

„Und das wäre."

„Daß Sie zugleich mit dem Buche auch einen Haufen loser Papiere kauften und darunter das Titelblatt, so daß Sie mir es verkaufen konnten. Das ist ein mehr wie sonderbarer Zufall."

Der Antiquar strich sich behaglich den Bart.

„O nein," antwortete er. „Das Exemplar war unversehrt und das Titelblatt — habe ich selbst herausgerissen."

— Selbstbewußt. Brautvater: „Glauben Sie denn, meine Tochter glücklich zu machen?" — Lieutenant: „Aeh, habe ich bereits. Habe sie gefragt, ob sie meine Frau werden will!"

Toilette-Kunststücke der Chemie.

Die Chemiker standen von jeher im Dienste der Frauenverschönerung; kein Theil der Toilette, an dem sie nicht fleißig mitgewirkt, sei es in der Färbung des Seidenkleides, der Wangen, des Haares . . . So weit reicht der Frauenblick nicht zurück, um bis zu den Laboratorien das Gefühl der Dankbarkeit auszudehnen. Doch auch ohne die direkte Anerkennung ihrer Verdienste arbeiten die Chemiker weiter für die Befriedigung der Eitelkeit des schöneren Geschlechtes, besonders in Frankreich, wo gar die Gelehrten galant sind. Und auf welchen entfernten, mühsamen Pfaden bewegen sie sich da oft, um neue chemische Wunder in den Dienst der Toilette zu stellen! Davon zeugen gerade wieder die Rapports der französischen Akademie der Wissenschaften, Drucksachen, die freilich nie in eine Frauenhand kommen. So geht den Forschungen mancher Gelehrten zumeist eine für das Volk nützliche Publizität verloren, wenn nicht der Journalismus mit der üblichen Hast einige Details auf gut Glück ans Tageslicht zieht. Meist sind es die drahtlosen Elektrotechniker, die im letzten Jahrgang den Vogel mit wissenschaftlichen Neuigkeiten von praktischem Werthe abschießen, in den letzten Wochen aber stehen die Chemiker mit zwei an und für sich sehr verschiedenartigen, aber für die Toilette einer eleganten Frau gleich bedeutungsvollen Entdeckungen im Vordergrunde: die chemische Creation bunter Seidenraupen und der künstliche Rubin!

Der Chemiker Verneuil, Präparator des Pariser Museums, einer der Väter künstlich erzeugter Edelsteine, arbeitet im Grunde nur für die Verschönerung des an und für sich schon schöneren Geschlechts, für die Toilette, genau wie seine Collegen von der Seide. Und sein Erfolg ist nicht weniger bedeutungsvoll: er schafft für wenige Franken Rubinen in jeder Größe, die von den natürlichen sich in der Hauptsache nur dadurch unterscheiden, daß sie noch reiner sind als die natürlichen! Dieser Reinheit verdanken es sogar die Juweliere heute noch, daß der Verneuil'sche Rubin von ihnen als künstlich erkannt wird. Aber der Gelehrte ist überzeugt, daß in nicht allzulanger Zeit seinen Versuchen auch die Unterschiede zwischen naturwahren und künstlichen Rubinen erliegen werden. Vor 15 Jahren wurden Pariser Juweliere in Verzweiflung gesetzt durch Rubine, die im Handel circulirten und die ihnen verdächtig vorkamen — wegen ihrer Reinheit. Sie wurden Sachverständigen zur Untersuchung vorgelegt, die feststellten, daß die Steine künstlich erzeugt worden sein mußten, obwohl sie chemisch und physikalisch den natürlichen Rubinen beinahe aufs Haar ähnlich waren. Die Untersuchung des Gerichts konnte nur ergeben, daß man diese seltsamen Steine in Frankreich aus der Schweiz eingeführt hatte. Wer aber dort der gelehrte Fabrikant gewesen, wurde nie bekannt. Er zog es vor, sich und sein Verfahren vor der drohenden Justitia in Vergessen zu begraben. Sehr wohl ist es möglich, daß der Schweizer industrielle Gelehrte auf demselben Wege vorgegangen ist, den heute, also fünfzehn Jahre später, der Franzose Verneuil mit ehrlichem Gesichte beschritten.

Lebende Fische in kochendem Wasser.

In einer Reisebeschreibung aus Guatemala, die das „Magazin Pittoresque" veröffentlicht, erzählt Marcellin Pellet, er sei in der Höhe von 4000 Fuß in ein großes Indianerdorf Amatitlan gekommen, das am Eingang eines ganz und gar von gleichnamigem See ausgefüllten Thales lag. Eine Eisenbahn geht erst längs des Sees und durchquert ihn dann auf einer Felsenbrücke. Längs des Ufers kommen Thermen hervor und in ihrem Wasser findet man einen kleinen Fisch, Pacilia Dovvi, der angeblich in siedendem Wasser lebt. Wenn man thatsächlich einen dieser Fische mit der Hand nehmen will, verbrüht man sich die Finger. Das Phänomen erklärt sich jedoch folgendermaßen: da das heiße Wasser leichter ist als das kalte, steigt es an die Oberfläche und die Temperatur desjenigen, darin die Fische schwimmen, beträgt nur 77 Grad Fahrenheit, was im Uebrigen immerhin für ein Amphibium einen recht respectablen Wärmegrad darstellt.

Ein „denkender" Künstler.

Die Schauspielerin des Pester Nationaltheaters Emma Markus gastirte dieser Tage in einer ungarischen Provinzstadt in ihrer jüngsten Glanzrolle Monna Vanna. Mit Beifall, Hervorrufen und Blumen kargte das Publikum nicht, und so war die Künstlerin mit dem Abend zufrieden und fand nur eines auszusetzen: ihr Partner Prinzivalli gefiel ihr nicht recht; in der Scene im Zelte sah sie mit Verwunderung, daß er ihr in schwerer Rüstung entgegentrat. Nach der Vorstellung sagte sie ihm deshalb, daß für Prinzivalli wohl ein leichter Mantel, nicht aber eine Panzerrüstung die geeignete Bekleidung wäre. „Warum," fragte sie, „erwarten Sie Monna Vanna vom Scheitel bis zur Sohle in Eisen gehüllt?" Der Schauspieler jedoch meinte: „Ich habe den Panzer genommen, weil ich das Stück schon kenne und weiß, daß es zwischen Prinzivalli und Monna Vanna doch zu nichts kommt."

— Starke Veränderung. A.: „Der junge Baron scheint ein recht harmloser Mensch zu sein!" — B.: „Jetzt nicht mehr — er hat seit gestern ein Automobil!"

Auf jeden Deutschen kommen jährlich 15½ Pfund Salz.